

Kultur & Gesellschaft



Alte Volksmusik Eine neue Gruppe spielt Blasmusik, zu der man im 19. Jahrhundert in Schweizer Dörfern tanzte. 25

Wehe, wenn sie ausgelassen

Es herrscht nicht einfach nur Gier und Gewalt, wenn in London und anderen englischen Städten die Häuser brennen und die Läden geplündert werden. Die Unruhen zeigen, dass viele Leute mit den gleichen Dingen unzufrieden sind. *Von Stephen Reicher*

Der chinesische Politiker Zhou Enlai (1898-1976) soll auf die Frage, wie er die Französische Revolution einschätze, gesagt haben: «Es ist zu früh, das zu beurteilen.» Vielleicht war seine Vorsicht etwas übertrieben. Doch es wäre gut, wenn die unzähligen Experten, die so gleich eine Erklärung für die englischen Krawalle der vergangenen Woche parat hatten, sich ein Beispiel an ihm nähmen. Einige sprachen von einer Kultur der Gier, andere von fehlender elterlicher Verantwortung, wieder andere verwiesen auf den Aufstieg der Rap- und Gangsta-Kultur. Ihr Urteil stützte sich auf eine aufgeschnappte Bemerkung, eine weiter erzählte Begebenheit oder in den meisten Fällen - auf die eigene Voreingenommenheit. In praktisch keinem Fall beruhte es auf einer systematischen Beobachtung der Ereignisse.

Klar ist, dass wir vieles noch nicht wissen. Wer genau hat an den verschiedenen Aktionen teilgenommen? Waren es spontane oder organisierte Aktionen? Gegen wen waren sie gerichtet? Und wenn wir nicht einmal sicher sein können, wie dieses Phänomen beschaffen ist - welchen Sinn hat es dann, es erklären zu wollen? Obwohl die bisher vorliegenden Erkenntnisse äusserst dürftig sind, wird uns nahegelegt, dass gründliche und differenzierte Erklärungsversuche überflüssig seien. «Dies ist schlicht und einfach Gewalt», stellte Premierminister David Cameron fest. Das sagt schon alles.

Die Mächtigen lenken ab

Als Beschreibung von offenkundig kriminellen Handlungen ist das zwar zutreffend, eine Erklärung ist es nicht. Und wenn jemand genauer hinschauen will, um herauszufinden, warum diese Leute so gehandelt haben und warum jetzt, handelt er sich wütende Reaktionen ein. Man verteidige die Randalierer, heisst es dann. Erklären ist entschuldigen, wie Bildungsminister Michael Gove auf BBC empört ausrief.

Das ist ein bekanntes Spiel. Es wird gern mit Schuldzuweisungen operiert, und die Mächtigen tun alles, um ja nicht eingestehen zu müssen, dass auch sie eine Verantwortung für die Ereignisse tragen. Schliesslich ist es die oberste Pflicht jeder Regierung, für sozialen Frieden zu sorgen, und eine Regierung, die das versäumt, ja die zu sozialem Unfrieden beiträgt, verliert an Autorität. Schon immer haben die Herrschenden bei Aufständen die Aufständischen verantwortlich gemacht und ihnen jede Berechtigung abgesprochen. Die Massen sind enthemmt, der Mob unberechenbar. Wer anderes behauptet, ist selbst ein Staatsfeind.

Aus historischen Untersuchungen über Massenphänomene geht indes klar hervor - und unsere systematischen Studien über Massenpsychologie bestätigen es -, dass Massenaktionen fast immer einen bedeutsamen Kern haben. Sicher, es geht chaotisch zu. Opportunisten nutzen die Gelegenheit, um im Schatten dieser Ereignisse alte Rechnungen zu begleichen oder Verbrechen zu begehen. Was Menschen kollektiv tun, verrät aber generell etwas Relevantes über ihre Einstellungen.

Der Mob ist nicht egoistisch

Nehmen wir beispielsweise Hungeraufstände. Man könnte denken, dass dies ein ganz simpler Fall sei. Die Leute sind hungrig, sie sehen Nahrungsmittel, also greifen sie zu und essen sich satt. Weit gefehlt. Wie der englische Historiker E. P. Thomson gezeigt hat, ereignen sich Hungerunruhen nicht in Zeiten grössten Mangels, sondern dann, wenn die Lebensmittelversorgung als ungerecht wahrgenommen wird. Solche Unruhen sind kein spontaner Ausbruch, die Leute haben durchaus eine Vorstellung davon, wie es sein sollte. Die Lebensmittelversorgung wird umorganisiert und in vielen Fällen ein weithin akzeptierter «fairer Preis» für Nahrungsmittel bezahlt.

Unruhen bieten also einen aufschlussreichen Blick in die Welt derjenigen, die in der Geschichte nicht vorkommen. In



Randalierer am 6. August in London: Jetzt werden die Unsichtbaren sichtbar, dieses eine Mal schreiben sie Geschichte. Foto: Matthew Lloyd (Getty Images)

Martin Luther Kings treffenden Worten: «Unruhen sind die Stimme der Ohnmächtigen.»

Zu behaupten (wie in der letzten Tagen oft geschehen), die Randalierer stünden ausserhalb der Gesellschaft, ist falsch. Wie aus umfangreichen Studien über die amerikanischen Unruhen in den 1960er- und 1970er-Jahren hervorgeht, ist der typische Randalierer im Allgemeinen stärker in lokalen Strukturen eingebunden als die meisten anderen und hat weniger an kriminellen Aktivitäten teilgenommen als andere.

Sicher, es geht chaotisch zu. Aber Massenaktionen haben fast immer einen bedeutsamen Kern.

Ebenso falsch ist die Behauptung, Randalierer seien egoistisch und verfolgten nur ihre eigenen Interessen. Im Allgemeinen orientieren sie sich an Gruppenwerten und Gruppeninteressen. Bei städtischen Unruhen heisst das meist, diejenigen aus dem eigenen Viertel zu vertreiben, die als Feinde der Community angesehen werden - meist die Polizei. Insofern haben Massenaktionen «in den Augen der Geschichte etwas Schillerndes», wie der Historiker William Reddy schreibt. Sie verdeutlichen, wer zu «uns» und wer zu den «anderen» gehört. Typischerweise greifen Gruppenmitglieder nicht ihresgleichen an - es sei denn, jemand entpuppt sich als nicht dazugehörig. Wie es jemand in den

1960ern drastisch ausdrückte: «Man scheisst nicht vor die eigene Haustür.» Zusammenfassend könnte man sagen, dass kollektive Aktionen auf den gemeinsamen Wertvorstellungen einer sozialen Gruppe gründen, also auf «sozialer Identität».

Die Verhältnisse auf dem Kopf

Ebenso wichtig wie die Wertvorstellungen ist allerdings das Element der Gemeinsamkeit mitsamt seinen Konsequenzen. Niemand randaliert allein. Das nämlich würde bedeuten, dass das eigene Handeln illegitim ist und die eigene Sichtweise und das eigene Feindbild von anderen nicht geteilt wird. Ausserdem würde, wer tatsächlich als Einzeller den Aufstand probt, sofort von der Polizei einkassiert. Aufstände sind nur möglich, wenn sehr viele Leute wissen, dass auch andere die gleichen Probleme und die gleichen Gegner haben. Dann ist man kein Spinner, sondern ein Kämpfer, der sich von anderen unterstützt weiss. Gruppenidentität hat also nicht nur mit gemeinsamer Wahrnehmung zu tun, es geht auch um das Handeln, dem diese Wahrnehmung zugrunde liegt.

Bei Unruhen werden die alltäglichen sozialen Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Die Machtlosen, die typischerweise an solchen Aktionen teilnehmen, leben in einer von anderen bestimmten Welt, sind anonym, bedeutungslos und tun, was andere ihnen sagen. Doch in der Menge können sie über die Stränge schlagen, können tun, wonach ihnen der Sinn steht, und es anderen zeigen. Dieses eine Mal haben die Reichen und Mächtigen Angst, und die Polizei muss den Rückzug antreten. Jetzt werden die Unsichtbaren sichtbar. Sie machen Schlagzeilen. Sie kommen im Fernsehen. Dieses eine Mal schreiben sie Geschichte.

Diese Freiheit, diese Macht, dieses Gefühl, Grenzen zu überschreiten und Wirkung zu haben, ist ansteckend. Deshalb sind Menschenmengen auch so ungestüm, nicht weil (wie oft angenommen) Emotionen an die Stelle des Ver-

standes treten, sondern weil die Leute endlich einmal sich selbst ausdrücken können. Während der Unruhen in London und anderswo sprachen viele Kommentatoren von der Schadenfreude und dem Gelächter und schlossen daraus, dass diesen Ereignissen jede Ernsthaftigkeit abginge. Wer so denkt, übersieht etwas Entscheidendes. Menschenmengen sind fast immer ausgelassen. Unruhen sind ungestüm. Weil die Stummen in der Menge endlich tun und sagen können, was sie wollen, macht ihnen das so viel Spass.

In der Menge können die Machtlosen über die Stränge schlagen und es den Mächtigen zeigen.

Was also sagen die jüngsten Unruhen über die englische Gesellschaft im Jahr 2011? Vielleicht haben wir noch nicht hinreichend aussagekräftige Erkenntnisse, aber zumindest können wir einige Fragen stellen.

Erstens: Wir müssen nach dem Selbstverständnis der Randalierer fragen. Ausgelöst wurden die Ereignisse zweifellos durch den Tod eines jungen Schwarzen, der von der Polizei erschossen worden war, und nachdem ein mehrheitlich schwarzer Protest von der Polizei ignoriert worden war. Doch inwiefern bezogen andere, die von dem Ereignis erfuhr und die anschliessenden Plünderungen im Fernsehen sahen, die Ereignisse auf sich? Anders gefragt: Haben wir es hier mit einer Generation von Jugendlichen zu tun, die sich als chancenlose Underdogs sehen und nicht nur die Polizei, sondern Autorität und Privilegien ganz allgemein als Feind betrachten? Sicher ist, der ethnische Hintergrund spielt zwar noch eine Rolle, aber nicht mehr die ausschlaggebende.

Zweitens: Selbst wenn Menschen sich benachteiligt fühlen - was hat zu dieser Feindseligkeit und Aggressivität geführt?

Inwiefern haben Rezession und Haushaltskürzungen zum Eindruck geführt, dass andere Strategien - etwa durch harte Arbeit die Lebenssituation zu verbessern - nichts bringen? Inwiefern hat die Wahrnehmung, mächtige Gruppen - Banker in der Finanzkrise, Politiker in der Spesenaffäre, Journalisten bei dem Abhörskandal - könnten sich folgenlos über das Gesetz hinwegsetzen, die Ohnmächtigen zu der Ansicht gebracht, es sei legitim, sich genau so zu verhalten?

Ein Spiegel der Gesellschaft

Drittens: Kann man wirklich sagen, dass sich die Unruhen dank Blackberrys ausbreiteten? Gern wird die Rolle der neuen sozialen Medien hervorgehoben. Ähnliches wurde auch beim arabischen Frühling behauptet, doch inzwischen stellt sich heraus, dass die Leute ihre Informationen zum grössten Teil auf konventionellem Weg bezogen - aus dem Fernsehen und mündlich. Wir müssen also vorsichtig sein. Im Laufe der Geschichte wurde immer wieder behauptet (und anschliessend widerlegt), dass bei Unruhen eine «verborgene Hand» im Spiel sei. Hier haben wir es mit der alten Story in moderner Version zu tun.

Wenn Menschen aber über einen längeren Zeitraum hinweg die gleichen Erfahrungen machen und mit den gleichen Dingen unzufrieden sind, so kann die Aktion auch nur eines Einzelnen, der als «einer von uns» wahrgenommen wird, als repräsentativ empfunden werden. Menschen, die eine gemeinsame Einstel-

Randale in England: News und Hintergründe www.krawalle.tages-anzeiger.ch

lung haben, brauchen keine Agitatoren oder Facebook oder Twitter, die ihnen sagen, was sie tun sollen.

Kurzum, Menschenmassen halten der Gesellschaft immer einen Spiegel vor. Es mag uns nicht immer gefallen, was wir sehen. Und viele werden behaupten, dass überhaupt nichts zu sehen sei.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



Stephen Reicher

Der Professor für Psychologie an der Uni St. Andrews und Berater britischer Polizeibehörden hat die Ausschreitungen in England in den 80ern untersucht.